

21) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

— Und eines Tags, als ihre drei Schüler ausgekniffen waren, sah ich die alte Bettel auf einen Stuhl fallen und anfangen zu heulen. Sie heulte laut, als ob sie sich gebrannt hätte, und wiegte sich hin und her, daß ihre grauen Haarflecken unter dem Brotlaib wie Präriegras wippten, und große Tränen kugelten aus ihren roten Augen. Hat man je so was gesehen! Aber ich, nicht schlecht, tat einen Pfiff, und da hätten Sie sehen sollen! Sie fuhr auf und packte einen kleinen lachhaften Fächer aus Elfenbein, nicht größer als meine Hand, und fing an, damit zu wedeln. Und dabei versuchte sie noch zu lächeln, die alte Meerkatze. — Nein, schloß Jim — wenn's schon sein muß — dann lieber eine mit Blut und Saft und Kraft.

Hier blieb der Fahrstuhl plötzlich stecken; aber mit einer Kette von Flüchen, als wär' er ein bodiger Mahleffel, brachte Jimmy ihn wieder in Gang. Unter tiefem Aufseufzen schob er sich über die Oeffnung des dritten Stocks, wo klagende Geigenfäden und abgehämmerte Klavierlasten jammern davon Kunde gaben, daß unter anderem auch ein Musikkonservatorium hier seinen Sitz aufgeschlagen hatte.

— Da ist die andere besser, sagte Jim und stopfte sich ein frisches Stück Gummi in den Mund, nachdem er das alte in Form einer Kugel an eine der Türstangen geklebt hatte. — Ich meine die mit der Schreibmaschinenschule. Aber um die Mädels ist's schade; eine Anstellung kriegt keine. Jedenfalls gibt sie mir jedes Vierteljahr einen Dollar. Also ich sage bloß: gut.

— Hat sie viele Schüler? fragte Bendel.

— Und ob! sagte Jim. Ne, gar nicht; bloß so hundert Stück. Und — fügte er mit Kennerniene hinzu und rollte seine schwarzen Augelaugen — ein paar sind darunter, die werden recht! hm... hm. Die eine ist eine kleine mollige Irländerin, Sir (das wäre übrigens was für Sie, Sir!) Wo man sie auch ansieht, jucken einem die Finger, und wenn's drauf und dran kommt — die verliert man einmal nicht zwischen den Bettüchern, Herr!

Jimmy blinzelte voll Welterfahrenheit und hielt den Fahrstuhl an, um im vierten Stockwerk einen Teller an sich zu nehmen, der an der Vistöffnung stand. Ein Fünfundzwanzigcentstück schimmerte darauf.

— Der italienische Professor, erklärte Jim nachlässig und schob das Geldstück in die rechte Hosentasche. Lassaron, Makkaron oder wie er heißt. Ein Ordensbändchen im Knopfloch, Herr. Alter Knabe mit Vollmond und weißem Schnauzbart. Macht in Marmor — Büsten und so was. Hat mindestens ein Hundert alter Kerls in seinem Atelier. Aber verkaufen? Ist nicht, Herr. Auch nicht einen hat er verkauft in drei Jahren. Ich hol' ihm sein Essen, auf dem Teller da, Herr. Zwei Sandwiches mit Corned Beef. Das ist alles. Den ganzen Tag. Und ein Fünfcent, der für mich übrig bleibt. Na ja, es reicht immerhin ein kleines Glas. . . .

Mit großer Mühe brachte er den widerstrebenden Fahrstuhl wieder in Gang. Der schien während seiner Wanderung knarrende Flüche und Verwünschungen zu murmeln.

— Die andere, nahm Jim das Gespräch wieder auf an dem Punkt, an dem er es vorher unterbrochen hatte, die andere ist eine kleine Skandinavierin oder auch vielleicht eine Schwedin, Herr. hm... die Haare! Wie ein Maiskolben, Herr. Ein wahrer Honigkuchen, Herr! Aber so blaß wird sie, das arme, kleine Rämmchen. Weint bloß immer. Hat wahrscheinlich ausgelernt; oder auch kein Geld mehr. Denn Gratisstunden gibt Mrs. Garder nicht. Ein fiesches Weib, Herr. Noch neulich sagte sie: Nur nicht heulen! Wenn Sie keine Stellung finden — es gibt andere Dinge, die sich besser lohnen als Schreibmaschinenschreiben. Mit dem Haar! — Biemlich deutlich, was?

Sie glitten durch den fünften Stock. Aus der Ferne klang eine theatralische Stimme, die mit falschem Pathos und unrichtiger Akzentuierung deklamierte:

— Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage.

Der Anfang des berühmten Monologs ward von einer

zweiten, nieselnden Stimme im Litaneitempo wiederholt. Darauf hörte man ein Buch gegen ein Pult schlagen.

— Ein großer Künstler, sagte Jim. Aber die Hosen sacken an den Knien — und er läßt sich bloß einmal in der Woche rasieren.

Während der Fahrstuhl in die Höhe schwebte, hörte man noch von unten:

— Sehen Sie mich an — so sehen Sie doch her — so: Sein oder nicht sein. . .

— Wie gesagt, fuhr Jim fort, — es lohnt sich! Ich passe schon auf sie auf, Herr! Wenn sie noch lange keine Stellung kriegt — wer weiß, vielleicht helf' ich ihr ein bißchen voran. Selbstverständlich auf Gegenleistung. Lust hatt' ich schon, Herr, verdammt! Und wenn ich's nicht tu', so tut's ein anderer. Sie dürfen mir's glauben, sagte er mit einem widerwärtigen Grinsen seiner frühreifen, dickfleischigen Lippen, das eine Funkelreihe von porzellanweißen Zähnen entblökte, Sie dürfen mir's glauben, Herr — das gibt ein gutes Geschäft, das kleine, blonde Schäfschen!

Wie ein Teufels-Wechselbalg kam Bendel der kleine Negerjunge, der ihm kaum bis zum Ellbogen reichte, vor.

— Du bist ein Satansjunge, Jimmy, sagte er.

Jimmy lächelte schwermütig und schüttelte verneinend den Kopf.

— Ach nein, Herr, sagte er blasiert, glauben Sie das nur nicht. Aber man hat ja kein Teil gesehen in der Welt.

Und er fing nachdrücklich zu pfeifen an.

Der Fahrstuhl setzte seinen Maulwurfsgang fort. Es wurde heller und heller, je mehr Stockwerke man durchkroch. Jetzt wurden in der Etage über ihnen die kräftigen Schläge eines Stockes gegen das Gitter vernehmbar.

— He da! rief eine Stimme. Kommst Du endlich einmal, Du kleines, schwarzes Schwein!

— Jetzt passen Sie auf, flüsterte Jimmy voller Interesse und bemühte sich vergebens, die Aufzugleine rascher in Gang zu bringen — da droben steht der Teufel in leibhaftiger Person.

Helge lauschte verwundert auf die Stimme, die fortfuhr, eine Art spöttischen Unsinn hervorzusprudeln; ihm war, als müßte er sie kennen; aber er wußte nicht, wo er sie unterbringen sollte.

Als der Fahrstuhl im Schneidengang über den Fußboden des neunten Stockwerkes emporkroch, erschienen zwischen Zigarrenflecken und braunen Spuckstellen ein Paar Lackstiefel. Die Abjäte waren schief, die Hosenränder im ersten Berfranstadium, ein spanisches Rohr ohne Zwingen hüpfte nervös neben den Füßen auf und ab. Der Fahrstuhl hob sich höher — ein Paar Knie, aus denen jede Bügelfasson verschwunden war, ein Zacket mit Vorteneinfassung, Hände in gelben Glacé, eine Manschettenkante, die fast so gelb war wie die Handschuhe, dann ein Knopfloch mit einer Nelse darin, darüber ein ergrautes und verheertes Mephistogehicht mit Monokel, und als Abschluß ein Zylinder mit bis zur Wurzel zerbürsteten Haaren. Helge stieß einen Ruf der Überraschung aus. Er hatte vergessen, daß Chebelli — dem Gerüchte nach — in Dister Building residierte.

— Chebelli. . .

Jimmy hielt den Fahrstuhl an, etwa als wäre er ein Luftballon. Er zog die Leine an, packte krampfhaft das Gitter und schrie irgendwelchen unsichtbaren Hilfsgeossen zu:

— He da! Festhalten! Nur keine Angst — kräftig anpacken! — Noch einmal! — So!

— Ha! rief Chebelli und trat mit ausgebreiteten Armen ein paar Schritte nach rückwärts. — Ha! Was seh' ich! Mein Freund — Sie — Dul Willkommen, Bruder! Bist Du krank. Was fehlt Dir? Du bist blaß, mein Freund — was fehlt Dir? Bist Du krank. Alles, was ich tun kann, soll geschehen — ich bin völlig zu Deiner Verfügung — total-mang — seulemang — bieng. . .

— Krank? wiederholte Helge ein bißchen verwirrt, obgleich er Chebellis Ton und Phrasen sofort wiedererkannte — krank? Nein, gar nicht.

— Nein? Du weißt doch, daß ich Arzt geworden bin?

— Ja freilich — es ist ja wahr! Du hast ein Kontor. . . eine Geschäftsstelle. . .

— Eine? Schrie Chebelli und suchte mit dem Stod durch die Luft. — Hat man je so was gehört! Eine! Zweitausend, mein Lieber — zweitausend Geschäftsstellen habe ich!

Der Negerjunge starrte Chebelli an wie verhext. Von der Sprache verstand er kein Wort; aber das blühende Monokel — das erste, was er in seinem Leben gesehen hatte — hypnotisierte ihn. Und Chebelli wiederholte in einer Art Raserei, während er wie ein Besessener grimassierte und gestikulierte:

— Zweitausend, hörst Du? Zweitausend. . .

— Ja, ja, sagte Bendel.

In allen Stodwerken wurde nun am Fahrstuhlgitter gerüttelt, und Jimmy wachte auf.

— Wollen Eure Königliche Hoheit hinaus oder herein? fragte er.

— Was sagst Du, Du Hund? brüllte Chebelli. Verstehst Du, Du kleiner schwarzer Teufel — zweitausend, zweitausend! Selge war ausgestiegen, und Jim segelte langsam aufwärts, den Blick bis zuletzt starr auf das Stückchen Glas in Chebellis Auge geheftet.

— Komm', rief dieser, jetzt werd' ich Dir meine Lokaltäten zeigen! Hier, siehst Du — Nummer neunhundertsieben- undzwanzig — Dr. Sweeney, Spezialist für Haut- und Geschlechtskrankheiten. Das ist mein Kompagnon.

(Fortsetzung folgt.)

Unnütz!

Eine Schirmslidergeschichte.

Von Hermann Stenz.

Ein grauer, unwirklicher Novembertag ging seinem Ende zu. Nebel die Stoppelfelder piffen kalte Windstöße und wirbelten braune Blätter durch die schmalen Gräben zu beiden Seiten der von Bappeln und Gebüsch eingefassten Landstraße.

Hart an der Stadtgrenze hörten die Bäume auf, und die Fabriken, mit kleinen alten Häusern untermischt, begannen dort. Sie streckten ihre Schloten wie starre, drohende Finger in die Luft. Wie Warnzeichen gegen die nahen Dörfer. Vor den Fabriken selbst standen zwischen Schutzplätzen, Aedern und Wiesen da und dort noch vereinzelt kleine Schuppen, im trüben, kaltrauen Novemberabend hinausgeschobenen Festungswerken vergleichbar. In komischen Sprüngen und niederen, kurzen Flügen strichen krächzend einige Krähen zwischen den Schollen umher. Ein dunkler Kraftwagen raste, eine lange gelbgraue Staubschlange hinter sich lassend, der großen Industriestadt entgegen und überholte ein seltsames Fuhrwerk. Seine tief in Pelze verummantelten Insassen sahen verächtlich auf das selbe herunter.

Dieses sonderbare Gefährt war ein auf zwei hohen Rädern laufender, von einer wasserdichten Grauleinendecke tonnenförmig überspannter Wagen mit niederen Seiten aus rohem Holz. Er wurde von vier Menschen vorwärts bewegt, und ein Fluch aus vier Kehlen schallte dem jagenden und heulend Staub aufwirbelnden Ungeheuer nach. Schräg nach vorn übergebogen, stemmten sich ein Mann und ein Weib von mittleren Jahren, eine Hand an der Deichsel, in die hängenen Juggurten. Keuchend, mit tiefbraunen, in ihrer Schärfe beinahe häßlichen Gesichtern auf den vorgestreckten Halsen, zogen sie voran. Hinten am Ende des Wagens schoben zwei ebenso braune halbwüchsige Bubben mit schwarzen Wuschelköpfen kräftig nach. Ihre ganze Kleidung bestand in buntem Hemd, schwarzen Manchesterhosen und Schuhen. Die Kleidung des Mannes war ähnlich, das Weib trug bunt gepupptes, leichtes Kleiderzeug. Ein rauhhaartiger, großer Mattenfänger trottete unter dem Wagen einher und ließ die Bunge herabhängen.

Die Gesellschaft bog mit dem Wagen in einen linksliegenden breiten Fahrweg ein. Dieser führte am Bretterzaun einer Fabrik entlang, am eisernen Gitter des dazugehörigen Wohnhauses vorbei, in eine etwa hundert Schritte entfernte Sandgrube mündend. Auf dem am Rande derselben gelegenen Stoppelacker, unter einem mächtigen kahlen Nubbaum machten die Schirmslider Halt. Sie stützten ihren Wagen hinten und vorne mit starken, gegabelten Holzern. Die beiden Bubben rannten mit einer Art in die Felder hinaus, um brennbares Gestrüpp abzuhacken. Das Weib eilte mit zwei Eimern zur Wirtschaft an der nahen Landstraße zurück, um an dem Brunnen Wasser zu pumpten. Der Mann lehnte einen Leitertritt an den Wagen und trug einen Haufen Bündel und Geräte heraus. Er legte sie auf die Seite des Wagens, von der der raue Wind kam, so daß sie mit dem Rad eine Art Wand bildeten. Dann brachte er einen Haufen Lumpen zum Vorschein und breitete ihn unter den Wagen auf der Erde auseinander. Die Bubben waren mittlerweile zurückgekehrt. Jeder schleppte einen mächtigen, mit starken Striden gebundenen Reisigbündel hinter sich her. Das Weib hing einen großen Kessel mit Wasser über die rasch entfachte Flamme und warf Hände voll Erbsen, Bohnen und Kräuter in das Gefäß. Ein wildes Feuer loderte auf. Der ältere Wube hatte

Reisig und schürte nach, der jüngere rührte mittels eines langen Holzes fleißig den Inhalt des Kessels durcheinander.

In all dem Tun dieser Leute lag etwas oft Geübtes. Sie teilten sich wortlos in ihre Arbeit, wie in etwas Selbstverständliches.

Der Mann sah abseits am Wegrande und zerschchnitt mit dem Stilet auf einem Brette schwarzen Mollentabak zu dünnen Streifen. Nach einer Stunde etwa war die Suppe fertig und das Weib entnahm einem Eimer fünf irdene Schüsseln, um dieselben zu füllen. Sie stand dicht neben dem Feuer. Es war mittlerweile vollständig finster geworden und der rote Feuerschein glänzte aus ihren schwarzen Augen zurück. Ihr Profil zeichnete sich beinahe männlich hart ab.

Im Innern des Wagens bewegte sich jetzt etwas. Ein paar Beine hoben sich langsam die Treppe herunter, dann folgte der Oberkörper eines alten Mannes. Das Gesicht in der tastenden, unsicheren Weise eines Kranken Menschen. Der Mann blieb einen Augenblick stehen und setzte sich dann, das Gesicht dem Feuer zugewandt, auf die Wagentreppe. Es war ein lederfarbenes Gesicht, von tiefen Rissen durchfurcht. Eisgraue Haare hingen wirr in die Stirne, über der scharfgebogenen Nase mit den weitgeblähten Flügeln saßen zwei dunkle, tiefliegende Augen, von buschigen Brauen überdeckt. Ein dünner, grauerfranzter Schnurrbart hing über den Mund, mit den Enden gegen das edlige Kinn. In den Ohrläppchen steckten kleine, silberne Blättchen. Der Mattenfänger kam irgendwo her aus dem Dunkel gelaufen und rieb winfelnd die Schnauze an den Knien des Alten. Der stöhnte einige Male tief auf und stützte dann, beide Arme auf die Knie gestemmt, den Kopf in die knöchigen Hände.

„Sepp, bring dem Alten die Suppe!“ schrie das Weib dem jüngeren, etwa dreizehnjährigen Bubben zu.

Der abseits stehende Wube machte jedoch keine Anstalten hierzu und löffelte, dem Feuer abgedreht, ruhig weiter, bis ihm ein derbes Stück Holz ins Kreuz flog. Brummend stellte er nun seine Suppe auf die Erde und brachte dem Kranken die Schüssel. Vorsichtig schlich er heran und stellte rasch die Speise auf die Treppe. Laut lachend sprang er dann beiseite, denn der Alte hatte einen läppischen Versuch gemacht, ihm eine Maulschelle herunterzulangen. Auch das Ehepaar und der ältere Wub lachten laut auf, während ihm der alte Schirmslider mit der Faust nachdrohte. Verflucht, daß ihn diese Bande auch noch ärgern mußte!

Dick Nebelschwaden kamen nun langsam über die Ebene herangetrochen und wälzten sich wie weiche graue Mauern durch die Fabrikanlagen, alle Straßen und Gäßchen ausfüllend, dem Zentrum der Stadt entgegen. Wie Totenlichter, so trüb brannten die Straßenlaternen. Die Menschen hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel oder hielten die Rodfragen hochgeschlagen und versenkten die Hände in die Taschen.

Die Schirmslider draußen an der Sandgrube trochen in ihren Wagen. Ein dichter Knäuel Menschenleiber, eng aneinandergedreht, der Mann, das Weib und die beiden Bubben.

Der Alte hatte die Lumpen unter dem Wagen als Lager zurecht gelegt und streckte sich nun tief schnaufend auf denselben aus. Ein alter Teppich und ein verlöcherter Mantel dienten ihm als Zudecke. Er rang schwer nach Luft, konnte kaum genug von derselben kriegen. Seit Monaten schon schlief er deswegen unter dem Fuhrwerk. Es machte ihm nichts aus und war das Schlimmste noch lange nicht. Als junger Wube hatte er meistens noch schlechter geschlafen. Sommer wie Winter auf dem Boden, oft in einem Erdbloch, war gesund und stark dabei geworden. Das junge Kruppszeug da oben, das konnte ja nichts mehr aushalten! Die waren verweichlicht heuteutage. Aber es ging ja auch nicht anders, die Gesehe zurzeit waren zu streng. Hatte man früher etwas so Väterliches wie einen Wobnigt getannt? Aber ohne diesen erhielt niemand heutigen-tags noch einen Wandergewerbechein. Und dann mußte noch dazu an einem genau bestimmten Platz gelagert werden. Nicht einmal mehr hinlegen und Feuer anzünden durfte man, wo's einem paßte. Es war nimmer schön auf der Welt! Tabak konnte er keinen mehr vertragen und sein gewohntes Glas Schnaps nicht mehr haben. Seit er krank war, beschnitten sie ihm das. Er sah es selbst ein, daß er zu nichts mehr nutz war wie zum Essen. Er wußte auch, daß sein Leben noch erbärmlicher wurde, denn unnütze Esser, wie gebrechliche Alte und aussichtslose Kranke werden beim fahrenden Volk unbarmerzig behandelt.

Ja vor einem Jahre noch, da wars anders gewesen. Da verdiente er sein Geld mit Schirmsliden und Korbslechten trotz einem Jungen. Da rauchte und trank und fluchte er noch trotz einem solchen. Und voll Kniffe und Pißse war er auch. Damals hatten sie etwas auf ihn gehalten, die da oben im Karren. Er war all sein Lebtag nie krank gewesen. Da, vor einem halben Jahr plötzlich hatte es ihn gepakt und gründlich geworden, wie es meistens bei Leuten der Fall ist, denen in jungen Jahren nie etwas gefehlt hat. Was es war? Nun, er war eben krank, und wenn ein alter Schirmslider krank ist, dann ist es auch unnütz, einen Arzt zu holen. Das wäre das erstemal in der Familie, daß man einen Doktor brauchte. Gesund konnte ihn der nicht machen, denn wenn die selbstgefertigten Säßein und Salben nichts helfen, dann war halt seine Zeit gekommen. Wo's weh tat, wußte er selber und zum Sterben brauchte er keinen Doktor, das konnte er auch alleinig. Zu seiner Zeit, wenn so ein nichtsnutziges altes Leben zu lange machte, dann ließ man es auf der Landstraße liegen!

Er wunderte sich nur, daß sie's mit ihm nicht schon lange so

gelan Hatten und hätte nichts Ueberraschendes dabei gefunden. Das war einmal so! Nun führen sie ihn bereits seit acht Tagen im Starren, weil er beinahe nicht mehr gehen konnte. Das wunderte ihn und darüber sinnierte er nach. Ueber dem Grubeln duselte er ein. Er spürte noch, wie der Dand unter den Mantel an seine Füße troch. Der rauhe Nordost nahm sein Stöhnen und Nöcheln, die Töne des Brustleidens, mit fort ...

(Schluß folgt.)

Die Bedeutung der Blutflüssigkeit.

In einem Zyklus von Vorträgen, den der Landesverband für ärztliches Fortbildungswesen in Bayern veranstaltete, sprachen die beiden Hauptvertreter der Serologie (der Lehre von der Blutflüssigkeit) über ihre wichtigen Forschungsgebiete. Da diese Vorträge zugleich eine Uebersicht über das ganze Gebiet gewähren, wird ein Referat darüber auch für ein weiteres Publikum von erheblichem Interesse sein.

Prof. Wassermann aus Berlin führte aus, daß es eine grundlegende Entdeckung Behrings war, der nachwies, daß im Blutwasser bei an Diphtherie erkrankten Tieren ein Gegengift auftritt, das imstande ist, das von den Diphtheriebazillen gebildete Gift zu binden. Im Verfolge dieser Tatsachen traf man nun noch auf andere Stoffe, die gegen die eingedrungenen Bakterien zu wirken wissen. Lyphine, welche die Bakterien auflösen, Agglutinine, welche die Bakterien zur Zusammenballung bringen, Präcipitine, welche Eiweißstoffe zu fällen wissen. Diese Gegengifte, Antikörper genannt, sind derartig gestaltet, daß sie immer nur auf das bestimmte Bakteriengift, auf die bestimmte Bakterienart wirken und gegen andere unwirksam werden. Diese Stoffe bilden sich aber nicht nur beim Tierversuche im tierischen Blute, sondern auch beim Menschen, falls er von einer Infektionskrankheit befallen wird. So kann man daran erkennen, daß ein Mensch an Typhus erkrankt ist, daß sein Blutwasser auf Typhuserreger einwirkt. Eben solche Gegengifte ließen sich bei solchen Kranken finden, die an Syphilis, an verborgenem Nage, an den Finnen des Hundebandwurms erkrankt sind.

Aber es sind nicht nur Infektionskrankheiten, auf die sich diese Untersuchungen ausdehnten, sondern es ließ sich nachweisen, daß der Körper gegen alle ihm fremden Stoffe in solcher Weise Schutzstoffe bildet. Ist irgend ein fremder Stoff in den Körper eingedrungen, so kommt es auf die Größe seiner Moleküle an, wie der Körper mit ihm verfährt; hat der Körper kleine Moleküle, die durch die Oeffnungen der tierischen Häute hindurchgehen können, so wird er einfach durch die Ausscheidungsorgane ausgeschieden. Sind aber die Moleküle sehr groß und gehen sie nicht durch die Oeffnungen der tierischen Häute hindurch, so muß der Körper die großen Moleküle in kleinere zerlegen. Dies ist der Fall bei den sogenannten colloidalen Stoffen, d. h. solchen Stoffen, die die Eigenart haben, daß sie bei der Dialyse — das ist der Versuch, zwei durch ein Häutchen getrennte Flüssigkeiten sich durch das Häutchen austauschen zu lassen — nicht durch das Häutchen hindurchgehen.

Wenn jemand Typhus hat, so kreisen in seinem Blute große Moleküle eines colloidalen Stoffes und diese kann der Körper nicht einfach dadurch entfernen, daß er sie ausscheidet, sondern er muß die großen Moleküle erst zerschlagen. Der Organismus sucht die großen Moleküle der Körperfremdheit zu entkleiden und sie sich anzugleichen. Das ist ein chemischer Vorgang und dazu sind Stoffe notwendig, die uns in ihrem Wesen noch unbekannt sind, man nennt sie Fermente, Wirkstoffe. Professor Ehrlich hat schon vor einem Jahrzehnt gesagt, daß gewisse Vorgänge bei den Infektionsvorgängen den Vorgängen bei der Verdauung entsprechen. Der Unterschied ist der, daß die großen Moleküle der Nahrungsstoffe im Darne von dem Körper gebildeten Wirkstoffen zerlegt werden, während wir durch die Untersuchung des Blutwassers gelernt haben, daß der Körper an jeder Stelle, wo er es benötigt, solche Wirkstoffe zu liefern vermag, auch dann, wenn die Fremdkörper nicht in die Verdauungsorgane, sondern unmittelbar in die Körperflüssigkeiten gebracht wurden. Der Unterschied ist nur der, daß das eine Mal die zur Verdauung benötigten Stoffe schon vorhanden sind, während sie das andere Mal erst gebildet werden müssen.

Geben wir einem Menschen Milch als Nahrung, so tritt zuerst das Labferment in Wirkung und fällt das Kasein, das Milcheiweiß, dann wird das große Molekül des Milcheiweißes von den Wirkstoffen Pepsin, Trypsin in kleinere Moleküle zerlegt, in Peptide und Peptone. Spritzt man aber die Milch dem Körper ein, so werden Wirkstoffe im Körper neu gebildet, die dieselben Fähigkeiten haben wie Pepsin und Trypsin, das Blutwasser bekommt die Fähigkeit, Milcheiweiß zu fällen. Aber diese Wirkstoffe werden in so fein abgestimmter Form geliefert, daß der Stoff im Blutwasser, der Kuhmilcheiweiß ausfällt, unwirksam auf Pferdemilcheiweiß ist. Auf dieser Tatsache beruht auch der Nachweis von Blut im gerichtlichen Verfahren. Wenn man erfahren will, ob eine Blutspur von menschlichem Blut herrührt oder nicht, so behandelt man ein Tier zuerst mit Menschenblut, und versucht dann, ob sein Blutwasser Eiweiß aus der aufgelösten Blutspur zu fällen vermag. Geschieht das, so hat es sich um Menschenblut gehandelt, geschieht es nicht, so war es tierisches Blut.

Ursprünglich sah man in dieser Fähigkeit des Körpers nur ein Schutzmittel gegen die Gifte eingedrungener Bakterien, aber es zeigte sich, daß der Körper gegen alle Körperfremden Stoffe solche Wirkstoffe bildet. Wenn man wässrigen Auszug aus tierischen Organen einimpft, so bildet der Körper auch gegen diese Schutzstoffe; er setzt sich also nicht gegen die Bakterien, sondern gegen die eingedrungenen Körper, die sogenannten Antigene zur Wehr.

Nun ging die Forschung weiter und wollte ergründen, was das denn für Moleküle seien, gegen die sich der Körper zur Wehr setzt. Bisher glaubte man, es wären nur eiweißartige Körper, als man aber die Organe mit Alkohol behandelte und diesen Auszug als Antigen benutzte, da zeigte es sich, daß der Körper auch gegen fettartige, lipoiden Stoffe Gegenstoffe bildet. Besonders bedeutsam waren für die Fortschritte auf diesem Gebiete die Arbeiten der Münchener Forscher Prof. Peilner und Prof. Flaut.

Beachtenswert wurden diese Ergebnisse für die bekannte Wassermannsche Reaktion, die durch Blutuntersuchung nachweisen will, ob sich noch Anzeichen von Syphilis im Körper befinden oder nicht. Ursprünglich wurde sie allein mit dem Auszug aus syphilitischen Organen ausgeführt, es zeigte sich aber, daß die Probe auch gelingt, wenn man das Blutserum mit dem alkoholischen Auszuge normaler Organe, der Leber vom Meerschweinchen, oder gesundem Geizen prüft.

So hätte man glauben können, daß nun die Wassermannsche Probe nicht mehr beweisend wäre. Allein die Erreger der Syphilis, ebenso wie die der Malaria und die Trypanosomen (Blutparasiten), die die Schlafkrankheit und eine Reihe anderer Krankheiten hervorgerufen, haben eine besondere Reigung zu den Zellen des Körpers und zu den Teilen in den Zellen, die fetthaltig sind. Diese fetthaltigen Stoffe zerfallen unter der Wirkung der Krankheitserreger, ihre Zerfallsprodukte kommen in die Blutbahn, wirken dort als blutfremde Stoffe und werden dort weiter gespalten. Es bildet also der Körper Wirkstoffe gegen eingedrungene Bakterien und ihre Gifte, gegen eingedrungene fremde Körper, und jetzt sehen wir, daß er auch gegen solche Stoffe Wirkstoffe bildet, die aus dem eigenen Körper stammen.

Darauf beruht es auch, daß man jetzt auch durch Untersuchung des Blutes die Schwangerschaft nachweisen kann, weil während der Schwangerschaft aus der Frucht oder dem Mutterkuchen Stoffe in die mütterliche Blutbahn kommen, die abgebaut werden müssen und gegen die der Körper Wirkstoffe bildet.

Hatte Wassermann die Entwicklung seines Gedankenganges an den Gang der bakteriologischen Forschung und der Forschung nach dem Wesen der Infektionskrankheiten angepaßt, so zeigte Prof. A. B. der halden-Halle, wie die Lehre vom feineren Bau des lebendigen Stoffes auf dieselben Ergebnisse kam. Bisher nahm man an, daß die Nahrungsstoffe, die die Tiere aufnehmen, Eiweiß, Fett und Stärkekarten, und die sie von der Pflanzenwelt bekommen, im Körper verbrannt werden. Diese Stoffe werden aber im Körper nicht unmittelbar zerlegt, sondern das geht durch viele Zwischenstufen hindurch, die ihrerseits wieder zum Aufbau benötigt werden können. So hat man alle künstlich herstellbaren Zwischenstufen versucht, ob sie von den tierischen Zellen weiter verdaut werden können. Man kann da nicht mehr mit den lebenden Tieren arbeiten, sondern nimmt den Preßsaft frischer Organe und bringt diesen mit den zu untersuchenden Stoffen zusammen und beachtet die Veränderungen, die nun geschehen. Nun möchte die Wissenschaft aber auch erfahren, wie denn die Zellen, die den Körper bilden, selbst aufgebaut sind. Wir wissen, daß in jeder Zelle sich Eiweiß, Fett, Stärkekarten und Zuckerarten, das eigenartige Eiweiß der Zellekerne u. a. m. findet, aber wir können nicht angeben, was das Eiweiß der Zelle kennzeichnet gegenüber dem der Nierenzelle, wir kennen nur Bruchteile dieser großen Eiweißmoleküle.

Wir kennen nun eine Reihe von sogenannten Bausteinen, aus denen sich das Eiweißmolekül zusammensetzt, wir können sie aus dem Eiweißmolekül abspalten, dadurch, daß wir Wassermoleküle in das große Molekül eintreten lassen. Aber diese Bausteine können nur unter sich im großen Eiweißmolekül in der verschiedensten Weise unter sich verbunden sein. Der tierische Organismus besitzt die Fähigkeit, die verschiedenen Eiweißarten auseinander zu trennen. Wenn man z. B. einer Alge, der *Pantocapsa*, hundert verschiedene Arten von Algen vorlegt, so wandert sie von Algenfäden zu Algenfäden und weiß die Alge herauszufinden, deren Verbindung von ihr gelöst und deren Inhalt verzehrt werden kann. Dieses Lebewesen hat also Wirkstoffe, die imstande sind, Zellwände zu lösen, wie mit einem Schlüssel geht sie von Zellwand zu Zellwand, bis sie das Schloß findet, in das ihr Schlüssel paßt.

Solche auf eine ganz bestimmte Wirkung eingestellte Stoffe geben auch die Zellen unseres Körpers ab; so liefert die Nebenniere einen Stoff in die Blutbahn, der nur auf solche Organe zu wirken weiß, die von sympathischen Nerven versorgt werden. Diese geben genau bestimmte Wirksamkeit zeigt sich sehr schön an den doppelgeschlechtlichen Fasanen. Unter den Fasanen gibt es gelegentlich solche, die vollständig doppelgeschlechtlich sind, auf der einen Seite rechts haben sie weibliche, auf der anderen männliche Keimdrüsen und auf dieser Seite entwickelt sich auch das männliche Gefieder. Es haben also die von der männlichen Keimdrüse ausgehenden Stoffe, deren Wirksamkeit die Bildung des männlichen Gefieders anregt, nur auf die Zellen der einen Seite zu wirken gewußt, obwohl sie mit der Blutbahn auch auf die

andere Seite des Körpers gekommen sind; sie haben gleichsam einen Schlüssel gehabt, der nur für die Wandung der männlich bestimmten Zellen paßt.

Die in unseren Verdauungskanal eingebrachten Nahrungsstoffe werden noch im Darmkanal sehr weitgehend zerlegt, es verfügt der Körper über alle zu diesem Zwecke benötigten Wirkstoffe, nur beim Zellstoff ist er auf die Mitwirkung von Bakterien angewiesen. Mit einfachen chemischen Bausteinen, wie sie sich aus den Nahrungsstoffen gewinnen lassen, läßt sich ein Hund ernähren, und grundsätzlich ist die Aufgabe gelöst, die Nahrungsmittel künstlich herzustellen, denn diese einfachen Bausteine können wir künstlich darstellen.

Die Verdauung hat also den Zweck, die Nahrungsstoffe zu zerlegen; früher glaubte man, das müsse nur soweit geschehen, bis sie löslich geworden sind und die Darmwand durchwandern können; jetzt behauptet man, sie müßten so lange zerlegt werden, bis ihre von dem anderen Organismus stammende Eigenart vollständig zerstört ist. Es ist, als ob man eine Maschine zerlegte und eine neue aus den Teilen der alten wieder aufbauen wollte. Kein Chemiker würde instande sein, aus dem Inhalt des Darms zu entscheiden, aus welcher Art Nahrungsstoffen die Bausteine stammen, ob sie von tierischem oder pflanzlichem Eiweiß abstammen. Aus dem Darne gelangen die Bausteine in die Blutbahn, die sie zur Leber bringen, die Leberzellen haben wahrscheinlich die Fähigkeit, noch manches weiter abzubauen, manches auszuscheiden und manches auch bereits aufzubauen. Unser Blut bekommt von der Leber ein immer gleichartig gestaltetes Blut zugeführt, und so leben unsere Körperzellen in einer stets gleichartigen Nahrung. Die Körperzellen erfahren also nie, welche Nahrung aufgenommen worden ist, ob es Fleisch- oder Pflanzenernährung war. Wird aber dieser gewöhnliche Weg, den die körperfremden Stoffe einzuschlagen haben, der Weg durch den Verdauungskanal und die Leber, durchbrochen und werden körperfremde Stoffe in die Blutbahn gebracht, so entstehen im Blute die Wirkstoffe, die sie zerlegen. Spricht man Kohrzucker ein, so entstehen solche Wirkstoffe, die Kohrzucker zerlegen, spricht man Eiweiß oder Zerkleugungsstoffe ein, solche, die diese angreifen.

Die Zellen des Körpers geben aber auch Stoffwechselschlacken ab, und diese werden in der Lymphe zerlegt. Diese ist also ein Schuborgan, das verhütet, daß die Stoffwechselschlacken der Zellen in die Blutbahn gelangen. Geschieht es aber doch, daß Stoffe, die von einer unrichtigen Arbeit der Zellen abstammen, in die Blutbahn gelangen, so bildet auch gegen diese Stoffe das Blut Wirkstoffe.

Das läßt sich benutzen zur Erkennung von Krankheiten. Wenn man das Blutwasser eines Krebskranken mit Krebsbestandteilen zusammenbringt, werden diese von dem Blutwasser angegriffen; das Blutwasser einer Schwangeren greift Gewebe des Mutterkuchens an, aber nicht das Blutwasser des Krebskranken den Mutterkuchen und das der Schwangeren nicht das Krebsgewebe. In gleicher Weise wirkt das Blutwasser an vorzeitiger Verblöbung Erkrankter bei männlichen Personen auf das Gewebe der männlichen Keimdrüsen, bei weiblichen auf das der weiblichen Keimdrüsen, das Blutwasser an Wadepolischer Krankheit Leidender wirkt auf die Gewebe der Schilddrüse.

Dr. S.

Kleines feuilleton.

Der hl. Anderl von Judenstein. Unweit der guten Stadt Innsbruck liegt stromaufwärts am reizenden Inn die alte Salzbergstadt Hall in Tirol. Geht man dort über die Brücke und schreitet den Gollweg durch die Wälder der Abhänge des Mittelgebirges hinan, so ersteigt man alsbald eine jener fruchtbaren grünen, übersonnten Hochebenen Nordtirols, auf die die Säneeohäupter der Zentralalpen nahe genug herniederblicken, während im Norden die Felschroffen des Kartwendels und der Wetteitwurf sich aufstun und manches blau verbämmernde Tal abgrenzen lassen. Hier auf der Hochebene wohnt ein nicht gerade verarmtes Bauerngeschlecht, das modern genug ist, um die Wildbäche, zum Beispiel den Labierenbach, zu wädern, aber auch zur Vergabe elektrischen Lichts für Stuben, Straßen und Regelsbahnen zu benutzen; modern genug, um bei aller persönlichen Abneigung gegen die hochwürdigen Herren — konservativ-kerisale Abgeordnete nach Innsbruck und nach Wien zu schicken, auf daß sie dem Lande der Glaubenseinheit und der dynastischen Treue den Getreideaufschlag und die hohen Weizenpreise erhalten und manch neue Konzession hinzubringen.

Die erste Gemeinde, die wir da treffen, trägt einen merkwürdigen Namen: Judenstein. Ein stattliches Kirchdorf, und gar stattlich ist die weiße Kirche anzuschauen. Ist sie doch eine Wallfahrtskirche. Von weither kommen die Frommen aus dem oberen und unteren Inntal daher mit der neuzeitlichen, wenn auch österreichisch-gemäßigten Eisenbahn — die Bäuerinnen namentlich mit ihren schwarzen Baukröden, dem schwarzen Obstlerinnenhut und den zwei langen schwarzen Mänteln drüber, aber auch die barmherzigen Männer. Ein großer Vorplatz und ein Gasthaus bietet den Pilgern Raum und Stärkung. Auch ein Baden ist da, allwo es neben l. l. Tabak und Zigarren und Riisch aller Art auch Ansichtskarten gibt, die uns die Legende und Bild-

mung dieser Wallfahrtskirche lehren: Sie ist dem heiligen Anderl geweiht, den die Juden einst geschlachtet haben. . . .

In der Kirche steht rechts im Eck neben dem Altar eine monumentale Gruppe, von einem Wandbild ergänzt. Man sieht hier einige scheußlich häßliche, mittelalterliche Juden in bornehm, aber gelben Gewändern, von denen einige dem altersblöden Großvater das Kind Anderl ablaufen, während die Eltern im Felde arbeiten; die anderen Juden unterdessen wegen schon das Schätermesser, mit dem sie nach der frommen Lehre den Anderl im Walde umgebracht haben. Dies soll sich im ersten oder zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts begeben haben. Der Großvater, der erst aus dem Schmerz der Eltern erkannte, was er um schändes Geld getan, wurde wahnsinnig und mußte im Hause — das noch jetzt gezeigt wird und in seiner hölgernen Einfachheit also drei Jahrhunderte überdauert hat — angefesselt werden, damit er kein Unheil anrichte. Anderl aber, das dem unerböthlichen Zudergott und Christenhaß geopfert Kind, ward vom Heiligen Vater zu Rom in Belschland erst selig und dann heilig gesprochen und ziert noch heut all die Bauernhäuser in Judenstein, bald als verfläht umstrahltes Knäblein, bald mit dem Messer in der Hand.

Doch die Nordtat trug heilsame Folgen. Wir wissen zwar nicht, wieviele Juden im fernen Wien, in Triest und Prag vielleicht, haben dran glauben müssen — aber die Kirche zu Judenstein lehrt uns des heiligen Kindes Wunderkraft. Nicht nur die reichen Schmudfacken am Altar und die gewiß nicht lärglichen Spenden, die im Laufe der Jahrhunderte in die Opferstöde geflossen sind, zeugen davon. Es lehnen auch an der Bildgruppe des Ritualmordes Dugende von Kräiden, die die Rahmen weggeworfen haben, so in der Anderlkirche das Gehen wieder erlangt haben. Und wie zu Rebeleer im Rheinland zeugen auch hier „viel wätscherne Füß und Händ“ von wunderbarer Heilung durch die Kraft des Glaubens, durch die Kraft des Opfers. Und rings an den Wänden hängen zu hunderten die Danksprüche an den heiligen Anderl, wie in Karlsbad an der Repl-Promenade die Widmungen reicher Kurgäste und manches Lob aus Dichtermund in allen Sprachen die Felswand zieren. Da sind gar sonderliche Heilungen geschehen, und unter Glas und Rahmen schießt du hier die fingerlange didköpfige Kadel, die verschluckt war und dank dem heiligen Anderl ganz ungefährlich wurde und auf recht natürliche Weise wieder ans Tageslicht gelangt ist.

So wirkt der Ritualmord an dem Anderl von Rinn — Judenstein bildet mit diesem größeren Nachbardorf eine Gemeinde in Kirche und Staat — bis zum heutigen Tage Wunder für die Kranken und gewiß auch Gutes für die Gesunden, so sie am Gedeißen des Wallfahrtsgeschäfts interessiert sind. Nur den Kinderhandel aus dem frommen Tirol und Vorarlberg an die südwestdeutschen Verbraucher billigster Landwirtschaftlicher Arbeitskraft hat der Anderl noch nicht verhindern können.

Anderl in Tirol — Andruschka in Kiew; ein Unterschied von ein paar Jahrhunderten und einer Anzahl Längengrade. Die Kultur rückt gegen Osten vor. Ein bißel langsam geht's halt. Aber es geht. Und kommen wir zurück nach Innsbruck, so fahren wir an der großen schönen Bäckerei des Arbeiterkonsumvereins vorbei und lesen oben auf den Straßenbahnwägen von ihrem Rosenbrot, und kaufen uns das Tageblatt der Arbeiterpartei und sind gar bald unter Freunden und Genossen gleichen Strebens — auch hier, mitten im heiligen Lande des heiligen Anderl!

r. b.

Kulturgeschichtliches.

Der Streif beim Königsbegräbnis. Der Streif, der vielfach als eine moderne Einrichtung in Anspruch genommen wird, ist ein uraltes Mittel, das unzufriedene Arbeiter besonders im Mittelalter, wenn auch freilich unter anderem Namen, gern anwandten. Als einer der merkwürdigsten Fälle solcher mittelalterlicher Arbeitereinstellung darf wohl ein Vorgang bei dem Begräbnis des französischen Königs Karl VII. gelten. Zu jener Zeit hatten die Salzändler von Paris das viel beneidete Vorrecht, die Körper der gestorbenen Könige von Notre Dame nach Saint-Denis zu tragen, „um also darzustellen“, bemerkt ein Chronist der Epoche, „daß das Andenken der Könige sich stets erhält, gerade so wie das Salz.“ Die Ueberführung der Leiche nach der alten Begräbniskirche der französischen Könige war nicht nur eine Ehre, sondern auch ein recht einträglicher Verdienst, und die Salzändler machten dabei ein gutes Geschäft. Der Schatzhalter Karls VII. aber brach mit dieser guten alten Sitte und entblödete sich nicht, den Leichenträgern den Preis tüchtig herabzudrücken. Die Salzändler waren natürlich empört über die Schmäterung ihrer Einkünfte und griffen zu einem probaten Mittel, um zu ihrem altangestammten Recht zu kommen. Während der feierliche Kondukt sich durch die Straßen bewegte und ganz Paris dem toten König die letzte Ehre erwies, machten sie plötzlich in der Mitte des Weges Halt, setzten den Sarg ab und erklärten, keinen Schritt weiter zu gehen, bis ihnen die alten Bezüge nicht nur wieder bewilligt, sondern sogar noch eine beträchtliche Extrabergütung gezahlt wurde. Da niemand anders als die Salzändler den toten König tragen durften, und man jeden ärgerlichen Aufenthalt in einem so ernstern Augenblick vermeiden wollte, erbielten sie alles bewilligt, was man verlangte, und Karl VII. kam glücklich in die Gruft seiner Väter.